

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsbillette Nr. 4627) vierteljährlich 2.10 Mk., für 3 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gepaltene Zeitzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwereyer Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszelt 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

## Zur Situation.

\* Leipzig, 8. September.

„Wir müssen unsere Souveränität stabilisieren, wie einen rocher de bronze!“ sagte vor bald 200 Jahren ein König von Preußen, und mit nicht viel weniger Souveränitäts-Bewußtsein erklärt der Landwirtschaftsminister in Preußen, Herr v. Podbielski, daß er die Grenzen nicht öffnen wolle, um die Einfuhr von Schlachtvieh zu ermöglichen. Der Mann, der sich nicht „mit dem Lauskanal vorn Bauch stoßen lassen“ will und der zugleich einer der größten Schweinezüchter Deutschlands ist, kann also einfach dekretieren, daß nach seiner Meinung „aus veterinärpolizeilichen Rücksichten“ keine Schweine über die Grenze dürfen; er trogt dem Schrei der Not und der Entrüstung, der sich an allen Ecken und Enden erhebt. Soweit sind wir noch in Preußen-Deutschland zurück.

Aber die Volksvertretung! Ja, der liebe Reichstag! der könnte die Doffnung der Grenzen schon erzwingen — wenn er wollte. Aber er will gar nicht und wird nicht wollen; er hat ja eine agrarische Mehrheit. Pfäfflein und Junker sind es ja, welche die ungeheuerlichen Beschlüsse der Zolltarif-Kommission zu stande gebracht haben. Und diese Mehrheit sieht der Fleischsteuerung grinsend zu; das ist es ja, was die Herren gewollt haben; so helfen sie der „notleidenden Landwirtschaft“, und was jetzt vor sich geht, ist nur ein Vorspiel von dem, was der Zolltarif bringen wird, wenn er Gesetz werden sollte. Man sieht, die Agrarier können sich schließlich auch ohne Zolltarif behelfen; sie wissen die Regierung zur Sperre zu drängen, und die ist ihnen unter Umständen lieber, als ein Zoll, der nicht hoch genug ist, um ihren Wünschen ganz zu entsprechen.

Die Junkerblätter hatten die Stirn, von einem „Fleisch-notrummel“ zu sprechen angesichts der öffentlichen Erklärungen der Schlächtermeister; die Centrumsorgane, die eben auch nichtagrarische Leser haben, gaben verschämt und zögernd die Fleischnot und die Preissteigerung zu. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß auch die Centrumsfraktion sie zugiebt. Das war oft so — auch bei den Flottenvorlagen. Während die Blätter des Centrums noch gegen die Flotten- und Welt-politik ankämpften, war die Bewilligung bei der Centrums-fraktion schon beschlossene Sache. Soweit ist man bei dieser famosen Partei „für Wahrheit, Freiheit und Recht“ in der demagogischen Kunst und politischen Heuchelei schon gekommen.

Als zu Ende der achtziger Jahre die bei der „Angst-wahl“ gewählte Mehrheit des Reichstags „mit Hurra!“ einen Getreidezoll von fünf Mark bewilligt hatte, stiegen die Preise in beängstigender Weise; auch die Fleischpreise

schnellen damals empor. Man verspürte die Teuerung überall und als nach Bismarcks Sturze „der Mann ohne Kr und Palm“, Graf Caprivi, die Leitung der Reichs-geschäfte übernahm, war seine erste Sorge, Handelsverträge zu stande zu bringen, durch welche die Lebensmittelzölle be-deutend herabgesetzt wurden. Die Teuerung ließ nach und die Exportindustrie gewann Gelegenheit, sich neue Absatz-gebiete zu erobern; es kam die Periode des „Aufschwungs“ der neunziger Jahre. Aber die Widersinnigkeit der anarchischen kapitalistischen Produktionsweise bewirkt, daß auf den „Aufschwung“ stets ein Niedergang als Rückschlag erfolgt; dieser Rückschlag ist nun da. Die von demselben betroffenen In-dustriezweige leiden an Arbeitslosigkeit und Sinken der Löhne infolge der sinnlosen Ueberproduktion. Und nun kommt diesmal die Fleischsteuerung dazu, bei der die Preise jetzt schon so hoch gestiegen sind, wie noch nie, ohne daß der Zolltarif in Kraft getreten ist, der die Sähe des von der Hurramajorität beschlossenen Tarifs doch noch über-ohlen soll!

Die Viehschengefahre, mit der man diesmal die Sperre begründen will, ist nach unserer Meinung nicht in dem Maße vorhanden, wie die agrarischen Blätter behaupten; auch streiten sich noch die „Gelehrten“ darüber, ob die Sperre überhaupt das geeignete Mittel zur Abwendung der Seuchen-gefahr sei. Jedenfalls fällt eine schwere Verantwortung auf die politischen Kreise, welche eine solche Steigerung not-wendiger Lebensmittel herbeigeführt oder wenigstens zu der Steigerung beigetragen haben und die nun kalt und ab-lehnend dem aus allen Richtungen kommenden dringenden Verlangen nach Doffnung der Grenzen gegenüberstehen. Das muß im Volke ein bitteres Gefühl erwecken und wir wünschen nur, gewisse Staatsmänner könnten einmal in die „Volksseele“ blicken oder könnten mit höchstgehörigen Ohren es hören, wie sich der Anmut der Massen äußert. Sie würden sich dadurch nicht sonderlich geschmeichelt fühlen.

Bekanntlich hat der schwäbische Nationalökonom Sch äffle, obson selbst Schützöbner, in einer längeren und sehr bedeutenden Abhandlung den von der Regierung vorgelegten Zolltarif für unheilvoll erklärt. Was mag der berühmte Verfasser von „Vau und Leben des sozialen Körpers“ erst zu den Beschlüssen der Zolltarif-Kommission sagen? Sch äffle hat bekanntlich die Behauptung aufgestellt, der Zolltarif werde eine innere Krisis in Deutschland herbeiführen, deren Wirkung eine vernichtende Niederlage des Agrariertums sein werde. Nun, kritisch genug sieht es aus. Wir wollen diese Episode nicht gerade mit 1789 vergleichen, obson in jener kritischen Zeit auch zwei Faktoren wesentlich mitspielten, die heute wieder erscheinen: Defizit im Staatshaushalt und Lebensmittelteuerung. Aber wenn alles Menschliche seine Grenzen hat, dann muß auch

die deutsche Langmut eine Grenze haben, welche die Schuld daran trägt, daß das Agrariertum seine unheilvolle Rolle immer noch spielen kann. Seit mehr als zwanzig Jahren ängstigt, beunruhigt, quält und peingt das Agrariertum unser ohnehin an Unterernährung leidendes Volk — mit dem Kampf um die Lebensmittel und mit seinen dreisten Ansprüchen, die direkt zur Teuerung, wenn nicht gar Hungersnot führen müssen. Rein menschliches Empfinden giebt es bei den Agrariern, namentlich bei den Junkern, einfach nicht. Nach der Junkermeinung ist die „Kanaille“ überhaupt nur da, um zu zahlen. Die Erbitterung, die durch die Teuerung hervorgerufen wird, muß sich irgendwo Luft machen. Vielfach sind Krawalle befürchtet worden und Brotkrawalle sind in Deutschland ganz gewiß nichts Neues. Krawalle aber haben keinen Zweck; wir dächten, die L o m m e n d e n W a h l e n bieten jetzt gerade die Gelegenheit, der angesammelten Erbitterung und Entrüstung Luft zu machen. Wir erwarten von dem Parlamentarismus ganz gewiß keine Wunder, nicht einmal sonderliche Taten; immerhin aber wäre es gut, wenn die Wählermassen einmal zeigen würden, daß sie etwas gelernt haben. Lehrgeld wäre jetzt genug gezahlt. Und wenn wir die agrarische Mehrheit vom Halse bekommen, so wird das auf unsere innere Entwicklung vom günstigsten Einfluß sein.

Giebt es denn unter den leitenden Staatsmännern Leute, die glauben, das alles könne so weiter gehen, mit Fleischnot, Teuerung, Grenzsperr, Zolltarif, Defizit und neuen Steuern obendrein? Wenn es solche giebt, nun — wir gratulieren. Denn dann wird das von ihnen getragene System weit schneller abwirtschaften, als sie sich träumen lassen.

## Politische Hebersticht.

Preussisch-russische Traditionen.

Mit der Rede, die der Kaiser an die Vertreter des Posener Provinziallandtages gerichtet hat, beschäftigt sich die bürgerliche Presse noch immer eingehend. Wichtigere als diese oberflächlichen Raunegleisereien ist der Inhalt einer kleinen Notiz, die sich in einzelnen Blättern jener Presse verkrümelt.

Sie ist vom 5. September datiert und lautet: „Die russischen Offiziere sind gestern gleich nach dem Diner wieder ab-gefahren, nur der Generalgouverneur Tschertoff war zurück-geblieben. Die Lebenswürdigkeit des Kaisers den Russen gegenüber war außerordentlich groß. Die Russen aber er-widerten diese Freundlichkeit nicht mit gleicher Münze. Auf dem Paradeplatze hielt es der Gouverneur Tschertoff nicht für nötig, sich irgendwie mit einer Miene zu beteiligen, als der Kaiser die Russen begrüßte. Die Russen wohnten in dem stad-politischen Bazarhotel und erwiderten dem Wirt, der sie fran-zösisch begrüßte, polnisch. Es ist hier bekannt, daß von Peters-burg eine Illumination des von den Russen bewohnten Stadt-werts gewünscht wurde. Die Russen sahen ab und der Bazar

## Seuilleton.

[Nachdruck verboten.]

### Das tägliche Brot.

Roman von Klara Biedig.

Der Atem flog Wines; noch nie hatte sie so gezittert, noch nie einen solchen Schmerz gefühlt. Sie stieß einen gepreßten Schrei aus — da — — — da!

Halb irrjinnig vor Freude stürzte sie näher. Da saß Fridchen im schottischen Mäntelchen zwischen den Steinen!

Und als das Kind sie sah, verklärte sich sein müdes Gesichtchen; es streckte verlangend die Armechen aus und lachte verständlich zum erstenmal: „Mam—ma!“

Die Thränen gossen ihr aus den Augen, sie glaubte vergehen zu müssen vor Glück. Es sprach! Es sagte: „Mama! Ihr Fridchen, ihr liebes Fridchen!“

Wie ein Wunder starrte sie das kleine Geschöpf an. Dann stürzte sie bei ihm nieder, riß es an die Brust und erstickte es fast mit glühenden Küssen. Sie schluchzte herzbrechend.

Nun fanden sich gleich Menschen dazu, viele, die vorher an der kleinen, stummen Kindergestalt achtlos vor-übergegangen waren. Wie schon einmal auf der Straße, sah sich Wines als Mittelpunkt einer gaffenden, mitleidig neugierigen Menge.

Aber sie floh nicht scheu wie damals.

„s is mein Kleenes Mädel.“ sagte sie stolz, nahm Fridchen auf den Arm und ging gelassen fort. Gerade den Weges zu Müldners; da waren ja so viel Kinder, da konnte das eine wohl auch noch bleiben. —

Herr Müldner kam heute besonders früh vom Bureau nach Hause; ehe er noch sein altes Pfl-Mädchen angezogen hatte, rief ihn seine Frau in die Küche.

Dort saß Wines, hatte ihr Kind auf dem Schoß und fütterte es mit in Kaffee geweichter Schrippe; das kleine schluckte gierig. Wines sah blaß und elend aus. Frau Müldner hatte Thränen in den Augen; sie faßte ihren Mann unter den Arm, küßte ihm eifrig ins Ohr und wies auf das kleine gierige Geschöpf. Die ungenügend erzählte, halb herausgezerrte Geschichte der Magd hatte ihr Mutterherz tief gerührt.

Auch Herr Müldner war bewegt. „Sie können vor-erst das Kind hier behalten,“ sagte er. „Gewiß, diese Nacht! Dann müssen wir mal sehen, wo wir's unter-bringen, ich —“

„Nur nicht wieder zu so 'ner fremden Person,“ fiel ihm seine Frau ins Wort, „das arme Wurm! Nein, da war's zu gräßlich!“

Ihr Mann zog die Augenbrauen hoch und winkte ihr beschwichtigend zu. „Es giebt ganz ordentliche Zieh-mütter, anständige Frauen, die sich auf diese Weise 'nen Nebenverdienst schaffen. Keine Engelmacherinnen, be-wahre! Vielleicht läßt sich sogar eine hier in der Nähe finden, ich werde mich genau erkundigen; Marie, Du wirst auch mal hingehen und —“

„Weggeben soll ich's?“ Wines sah ihn starr an. Dann strich sie in plötzlicher Unruhe dem Kind die Här-chen aus der Stirn und zupfte an seinem Kleidchen. „Wieder weggeben?! Ne, ne!“ Sie streckte abwehrend die Hand aus, schauderte und wurde noch blässer.

„Aber, Wines!“ Herr Müldner rebete freundlich zu: „Seien Sie doch nicht thöricht! Wenn wir's hier in der Nähe unterbringen, können Sie ja auch abends öfter mal gehen und nach ihm sehen.“

„Gewiß,“ bestätigte Frau Müldner.

„Und Sonntags, wenn Sie Ihren Ausgang haben, können Sie es sogar spazieren führen!“ Er malte ihr das sehr schön aus und rebete sich ordentlich in Eifer dabei.

Wines jagte kein Wort, sie sah ihren Herrn immer unverwandt starr an.

Er wurde etwas stuhig durch diesen Blick — Donnerwetter ja, aber Geld kostete es bei einer ordentlichen Ziehmutter! Und wenn man das nicht hat?! Ein Seufzer entrang sich ihm. Es klang recht kleinlaut: „Ja, und dann haben wir doch auch Waisenhäuser! I natürlich, dafür giebt's doch Waisenhäuser!“

„Fridchen is keene Waise,“ sagte Wines finster.

„Na ja, ja, Sie, die Mutter, sind da. Ich meine auch nicht direkt Waisenhäuser — na, solche Anstalten! Sie sind protestantisch, nicht wahr?“

„Evangelisch.“

„Ist das Kind getauft?“

„Ne.“

„Aber warum denn nicht? Das kostet Sie doch keinen Pfennig, das kriegen Sie ja umsonst, Sonntag mittag in jeder Kirche!“

„Ich hatt' keene Zeit. Erst war mer noch so schlecht, den dritten Sonntag war ich schon wieder in Dienst.“

„hm, hm,“ Herr Müldner kratzte sich hinterm Ohr — „nicht getauft? Dumm! Da wird's schwer halten. Aber ich will's doch versuchen. Ich habe Verbindungen. Jrgendwo werden wir das Kind schon unterbringen.“

„Ne,“ ein leichtes Not stieg in Wines' blaßes Gesicht,

„ne, ich geb's nich her!“

„Ach, was fällt Ihnen denn ein!“ Müldner wurde ganz ärgerlich. „Seien Sie doch nicht so eigenfönnig. Glauben Sie mir, solche Anstalten sind das Allerbeste.“